Drei Töchter.

Humoreske von Weil.

Ja, hübsch sind sie alle drei, das muß ich als der eigene Vater sagen, und brav und liebenswürdig dazu, aber —"

„Nun, aber?"

„Aber zu Männern werden sie doch nicht kommen; es fehlt ihnen eine Hauptseigenschaft — sie sind nicht reich."

„Ich dachte, du wärest in guten Verhältnissen?"

„Ich kann zufrieden sein, aber siehst du, lieber Vetter, für drei reicht es nicht. Das wissen die jungen Leute ganz genau, du glaubst nicht, was das für gute Rechner sind; sie sagen sich: auf die einzelne kommt nichts, ja wenn es eine wäre, aber so —! Die Mädel werden immer älter, die Gusti ist dreiundzwanzig und die jüngste, dein Liebling, wird auch schon neunzehn."

„Weißt du, Vetter, wie wär's, wenn du nur eine im Hause behieltest und die beiden anderen fortschicktest, bis sich der Schwiegersohn gefunden hat?"

„Das zieht nicht mehr, lieber Freund, sie merken die Absicht."

„Nun, so sagst du, die ältesten wollten nicht heirathen, sie gingen in ein Kloster."

Der sorgenvolle Vater mußte lachen. „Ach, die Gusti und die Lisi in ein Kloster! Das glaubt uns doch Niemand!"

Der Vetter wurde nachdenklich. Er war ein Schalk trotz seiner fünfzig Jahre. Ledig und unabhängig, hatte er sich viel in der Welt umhergetrieben und in allen Fährlichkeiten des Lebens seinen Humor behalten, andere Schätze besaß er nicht viel. Nach langen Irrfahrten hatte es ihn in die Heimath zurückgetrieben, um in dem Hause seines Verwandten eine kurze Rast zu halten. Die hübschen Mädchen dort hatten ihm es angethan, sie wirkten wie ein Verjüngungselexier auf den alternden Junggesellen. Nun sah er die Falten der Sorge auf dem Antlitz ihres braven Vaters und er mußte sich sagen: unbegründet war dessen Kummer nicht. Die jungen Männer von heute heirathen meist nur, wenn man ihnen die Ehesorgen im Voraus abnimmt, die Frau soll miterwerben oder ihnen alles mitbringen, was das Leben zu einer Vergnügungspartie macht; nicht alle, aber die meisten. Und er beschloß, diesen klugen Rechnern ein Schnippchen zu schlagen.

„Lieber Sohn," sagte er, „überlaß mir die Sache. Ich glaube, ich habe ein Mittel gefunden, unsere drei schönen Kinder in kurzer Zeit unter die Haube zu bringen."

„Wenn es nicht ein Mittel ist, Gold zu machen, so wirst du damit kein Glück haben."

„Laß mich nur machen. Ich stelle nur eine Bedingung."

„Nun?"

„Der erste Enkel muß nach mir genannt werden."

„Unbescheiden bist du nicht."

Darauf lachten beide herzlich und schüttelten sich die Hände.

Unmittelbar nach diesem Zwiegespräch verbreitete sich in der Stadt das Gerücht: der Familienbestand des Baumeisters Friedrich sei um ein kostbares Mitglied dauernd vermehrt worden, einen unermeßlich reichen Amerikaner, der in Californien oder anderswo riesige Minen, die Einen sagten Silber-, die Andern sagten Kupferminen, besitze und wöchentlich eine halbe Million zu verzehren habe, wenn es sein Appetit zulasse — kurz ein Goldonkel, wie er im Buche steht. Man konnte jetzt auch täglich die drei bildhübschen Baumeistertöchter in der Gesellschaft eines älteren Herrn sehen, dem man schon auf eine englische Meile Entfernung den Ausländer anmerkte und der in seinem ganzen Auftreten dem Bilde entsprach, das man sich von dem weltbekannten Eisenbahn- und Minenkönig von New York und Umgegend zu machen pflegt. Er schien von der gemüthlichen Sorte der Millionäre zu sein, denn er fühlte sich offenbar recht behaglich in der alten Welt, und in dieser mochte ihm wiederum die junge Welt am besten gefallen, wenigstens war er ganz verliebt in seine reizenden Nichten, und man wollte genau wissen, daß er sich entschlossen habe, eine von ihnen zur Herrscherin seines Hauses und seiner Millionen zu machen, wenn er nicht etwa ja alle drei entführte! Yankees sollen bisweilen so sein.

Diese Gerüchte riefen unter den zahlreichen Verehrern der drei jungen Damen eine gewaltige Bewegung hervor. Sie sahen ein, daß sie schnell vorgehen müßten, um sich die Goldfischchen zu angeln und die Gunst des amerikanischen Onkels zu erobern. Diesen fanden sie so, wie man ihn geschildert hatte. Er war ein jovialer Herr, der die größten Summen mit spielender Leichtigkeit aussprach und von Farmen in Südamerika und von Eisenbahnen da unten jenseits der Geographie mit einer verblüffenden Selbstverständlichkeit Wunderdinge erzählte. Er wirkte einfach imponirend. Auch über sein Verhältniß zu den drei [illegible] hatte die Fam[illegible] nicht [illegible] ihnen Stand und Rang und Geld. Und wenn es euch auch daran Gott sei Dank nicht fehlt, so paßt es mir doch nicht, daß man euch daraufhin heirathet. Drüben ist es anders, meine Landsleute werden eure sonstigen Vorzüge besser zu würdigen wissen.

Natürlich beeilten sich die Angegriffenen, gegen solche Anschauungen zu protestiren, aber der Onkel blieb dabei. „Ich weiß schon, was ich weiß," erwiderte er, „und was die Zukunft meiner Nichten anbelangt, so lassen Sie mich nur sorgen!"

Diese und ähnliche Redewendungen stachelten den Eifer und die Thatenlust der Verehrer aufs höchste an, und es dauerte gar nicht lange, so erschien in feierlicher Gewandung der älteste Anbeter des Fräulein Gusti, ein angesehener Arzt und durchaus respektabler Mann, um bei Papa Friedrich um deren Hand anzuhalten. Der glückliche Vater der drei Schönen benahm sich so reservirt, wie es seine innere Freude zuließ. Er erklärte, gegen die Person des Bewerbers keinerlei Einwendungen zu erheben, aber er allein könne keine Entscheidung treffen, der Herr Doktor wisse ja, daß der Onkel auch ein Wort mitzureden habe, er möge die Güte haben, mit diesem zu sprechen.

Der Onkel war noch zugeknöpfter. „Also die Gusti wollen Sie?" sagte er, den Freier musternd. „Hm, kein schlechter Geschmack in der That! Wissen Sie, lieber Doktor, Sie setzen mich in Verlegenheit; ich habe mir vorgenommen, für die Mädel väterlich zu sorgen, und Sie kennen ja meine Ansicht über Europa's übertünchte Höflichkeit. Allerdings, wenn die Gusti darauf besteht, kann ich nichts machen, ich werde sie fragen. Aber das sage ich Ihnen schon jetzt: allein ist sie nicht zu haben!"

„Ich verstehe Sie nicht!" rief der Doktor verblüfft.

„Ich sprach doch ganz deutlich: allein ist sie nicht zu haben!"

„Ja, aber ich kann doch für meine Person nur eine auf einmal heirathen!"

„Für Ihre Person, das stimmt. Aber ich habe mir vorgenommen, eine Doppelhochzeit auszurichten, und was ich mir vorgenommen habe, das setze ich auch durch. Die Gusti geht ohne die Lisi nicht fort, entweder beide oder keine!"

„Ja, wie soll ich denn das machen?" fragte der Doktor ganz verwirrt.

„Das ist Ihre Sache, mein verehrtester Herr. Ohne Doppelhochzeit thu' ich's nun einmal nicht!"

„Verdammter Yankee!" knirschte der Doktor, als er das Haus verließ. Was sollte er nun thun? Der Laune des spleenigen Amerikaners wegen, das hübsche, reiche Mädchen, in das er nebenbei sterblich verliebt war, aufgeben? Nimmermehr. Es mußte Rath geschafft werden, und es wurde Rath geschafft.

Ein junger Rechtsanwalt, der schon seit vollen zwei Jahren Nummer zwei, die blonde und allerliebste Lisi anschmachtete, wurde mobil gemacht und faßte angesichts der veränderten Umstände endlich das Herz, mit seiner Werbung hervorzutreten. Hand in Hand und Frack an Frack traten sie vor den beglückten Vater und baten um die respektiven Patschhändchen Gustis und Lisis, und diesmal zeigte sich auch der widerhaarige Goldonkel geneigt, jedoch nicht ohne allerlei Bedingungen, darunter auch die der alsbaldigen Bestellung des standesamtlichen Aufgebots, an seine Zustimmung zu knüpfen.

So gab es nun auf einmal zwei Bräute im Hause. Allein, der Baumeister konnte keine rechte Freude an dem unerwarteten Glücksfalle empfinden.

„Verlobt hätten wir sie," sagte er zu dem Vetter, „aber wie nun weiter? Eh' Hochzeit gemacht wird, muß es ja doch in der Hauptsache zum Klappen kommen. Und du wirst sehen, wenn sie merken, daß sie sich getäuscht haben, dann wird nichts daraus!"

„Laß mich nur machen, lieber Sohn!" lachte der falsche Goldonkel. „Ich bin den Jungens über!"

Die beiden Bräute schwammen in Seligkeit, und ihre Verlobten hätten sich der gleichen Uebung in diesem angenehmen Element hingeben können, wenn der Goldonkel nicht gewesen wäre. Der war ihnen aber ein Dorn im Auge. Hatte er schon durch sein eigenmächtiges Auftreten vor der Verlobung ihr Mißfallen erregt, so steigerte es sich durch sein weiteres Verhalten bis zu entschiedenem Widerwillen.

Das erste war, daß er kategorisch erklärte: die beiden Paare müßten in ein Haus ziehen, in welchem auch für ihn eine Wohnung bereit zu halten sei; denn er habe die Absicht, seinen Lebensabend — wie er sich gefühlvoll ausdrückte — bei den jungen Leuten zuzubringen. Schon diese Anforderung, bei welcher der Onkel hartnäckig verblieb, brachte die glücklichen Bräutigame fast zur Raserei. Aber es kam [illegible]ch besser. Onkelchen mischte sich in a[illegible], was das zukünftige Leben seiner Ni[illegible] betraf: er bestimmte, wie sie sich ih[illegible]hnung einzurichten, auf welchen [illegible]ren Haushalt zu bringen, wann [illegible]hlzeiten abzuhalten hätten — [illegible]bärdete sich genau so wie der [illegible]mste Hanstyrann. Es [illegible] [illegible]tsan[illegible] um ihn nun vor die Wahl zu stellen zwischen — —

Ja, zwischen wem denn? Was wollten sie ihm denn androhen, wenn er den Amerikaner nicht abschaffte? Sollten sie ihm sagen: er oder wir? Konnten sie das denn? Mit jedem Tage hatten sie mehr erkannt, welchen Schatz sie an ihren lieben und herrlichen Mädchen gefunden hatten; den sollten sie nun verlieren und damit auf die Hoffnung eines vollkommenen Eheglückes verzichten? Niemals! Ohne Gusti und Lisi konnten sie nicht mehr leben!

Unter diesen Erwägungen kühlte sich ihr Zorn wesentlich ab, und ziemlich kleinlaut trugen sie dem Schwiegerpapa ihre Beschwerden vor. Der steckte eine bekümmerte Miene auf und hörte sie schweigend an. Dann sagte er wehmüthig: „Liebe Kinder, ich muß euch recht geben, ganz und gar recht geben, aber was soll ich thun? Ihr wißt es, ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, daß meine Verhältnisse nicht gestatten, meine Töchter so auszustatten, wie ihnen zukäme, und wie ihr selbst gerechterweise beanspruchen dürft. Mein Verlaß ist daher der Onkel unserer Kinder, der in großmüthig väterlicher Weise sich ihrer annehmen will. Sage ich mich von ihm los, so —"

„Ach, wenn es nur das ist," fiel der Doktor erregt ein, „so mache dir keine Sorge, lieber Papa! Ich verachte den Mammon! Mir ist Gusti gerade so recht, wie sie ist, ich will gar nichts als sie selbst!"

Und der Rechtsanwalt fügte nicht ohne Anflug sittlicher Entrüstung hinzu: „Du trautest uns also zu, lieber Papa, daß wir aus Geldrücksichten handelten? Womit haben wir eine solche Beurtheilung verdient?"

Da ergriff der Baumeister ihre Hände, drückte sie fest und sagte gerührt: „Ich danke euch, meine lieben Söhne! Ich danke euch! Und verzeiht mir, daß ich diesen Punkt berührt habe. Wenn es so steht, so bin ich der erste, uns von der auch mir unerträglichen Tyrannei zu befreien. Aber, sagt mir nur — wie?"

Ja, wie? Das war eine schwere Frage. Aber sie mußte gelöst werden. An demselben Tage hatten die beiden Vettern eine längere Unterredung, an deren Schluß sie sich freundschaftlich in die Arme sanken.

„Wie soll ich dir danken, mein lieber, lieber Freund?" rief der Baumeister. „Ohne dich hätte ich sie noch alle drei im Hause!"

„Laß nur gut sein, Vetter," erwiderte der andere. „Ich habe meine Mission erfüllt und verschwinde mit dem Bewußtsein, eine gute That gethan zu haben, was mir nicht oft passirt ist. Uebrigens gefällt mir die Rolle eines Goldonkels so gut, daß ich mich bemühen werde, mir die hierzu nöthigen Eigenschaften anzuschaffen."

„Viel Glück dazu, lieber Vetter!"

„Danke. Und du erinnere dich deines Versprechens: der erste Enkel —"

„Mit tausend Freuden!" lachte der Baumeister.

Es war kurz nach diesem Zwischenfall, die Familie saß friedlich beisammen, als der Onkel plötzlich begann: „Apropos, Kinder, ich denke, heute habe ich das richtige Haus für uns gefunden! Sie, Doktorchen, ziehen in den ersten Stock, Sie Mann des Rechts, in den zweiten, und ich behalte das Parterre für mich. Nun, was sagt ihr dazu?"

„Daß ich lebhaft bedauere, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können," sagte der Doktor kühl. „Ich habe bereits eine Wohnung gemiethet."

„Auch ich," fiel der Rechtsanwalt ein, „stehe wegen meines Quartiers in Unterhandlung."

Der Onkel stutzte einen Augenblick, dann brach er in ein schallendes Gelächter aus. „Gut! sehr gut! Seht einmal, was ihr für famose Witze machen könnt!"

„Das soll meinerseits kein Witz sein, bemerkte der Doktor trocken." Ich ziehe nicht in Ihr Haus.

„Ich ebenfalls nicht," sekundirte der Rechtsanwalt.

Der Onkel wurde purpurroth und sprang von seinem Stuhl auf. „Dann ziehe ich meine Einwilligung zurück, dann wird aus dem Heirathen nichts!"

„Erlaube mir Vetter," nahm jetzt der Baumeister das Wort, indem er sich ebenfalls erhob, „dabei habe ich doch auch ein Wort mitzureden!"

„Was?" schrie der Onkel. „Du — willst —"

„Allerdings, ich gebe meinen Schwiegersöhnen vollkommen recht!"

Der Onkel schaute sich starr vor Verwunderung um, und alle blickten ihn fest und ruhig an. „So," sagte er, „ihr kündigt mir also die Freundschaft? Gut. Ich dränge mich niemanden auf, hab's nicht nöthig. Morgen reise ich ab. Gott befohlen!" Sprach' und verließ das Zimmer.

Am nächsten Tage reiste er wirklich ab, und vier Wochen darauf feierten die beiden glücklichen Paare ihre Doppelhochzeit. Von dem Onkel traf aus London ein reiches Silbergeschenk ohne Geleitschreiben ein. Als der Toast auf die jungen Paare verklungen war, goß sich der Baumeister ein volles Glas ein und [illegible]umm auf das Wohl des fernen

---

[illegible]ium des Strumpfes.

[illegible]n F. G. Franz.

junge Theologe William Lee, der eben erst die Universität zu Cambridge verlassen hatte, bis über die Ohren in das liebe, kleine Ding verliebt hatte?

Besonders ihre wundervollen, tiefblauen Augen hatten es ihm angethan. Er hätte den ganzen Tag in diese prachtvollen Himmelsfensterchen gucken mögen, — aber — aber — gerade das war am schwierigsten, denn die kleine Mary mußte vom frühen Morgen bis zum späten Abend sitzen und fleißig, fleißig — Strümpfe stricken. Ein Strumpf war damals — man schrieb das Jahr 1589 — noch ein recht kostspieliger Luxusartikel, den sich nur reichere, vornehme Leute gestatteten. Das Stricken wurde denn auch entsprechend gut bezahlt und die kleine, süße Mary konnte daher mit ihren flinken Fingerchen ein hübsches Sümmchen wöchentlich ihren armen Eltern verdienen.

Ach, sie hörte ja selbst so gerne die schönen, lieben Worte, die ihr der feurige Bräutigam und Gottesgelehrte ins Ohr flüsterte, sie hätte ihm ja selbst so gern öfter in seine treuen Augen geblickt, aber — aber — die Maschen, die bösen Maschen! Wie leicht fiel da immer eine hinab, und — time is money — das wußte die kleine Mary als echte Engländerin schon recht gut.

Was blieb also dem verliebten Bräutigam übrig, als daß er mit entzückten Blicken die flinken, zarten Fingerchen beobachtete, wie sie geschäftig Masche an Masche reihten, während die schönen blauen Augen aufmerksam die Arbeit verfolgten. Trotzdem ihn ein wahrer Haß gegen das Strümpfestricken erfaßt hatte, daß ihm den Anblick jener süßen blauen Augen verwehrte, war er doch — durch das beständige Betrachten der arbeitenden kleinen Fingerchen genau vertraut worden mit der Technik des Strickens.

Trotz aller Gelehrtheit hatte der Mann praktische Ideen. Warum sollte man die Arbeitskraft der Finger nicht vervielfältigen können — durch eine Maschine? Da wäre ja die kleine Mary sofort befreit von der Sklaverei des Strickstrumpfes?! Langsam, langsam reifte in seinem Gehirn die Idee einer Strumpfwirkmaschine, wo die zarten Finger durch hölzerne Stäbe ersetzt werden, die viel rascher die mühevolle, langweilige Maschenarbeit verrichten, ohne daß so schöne, blaue Augen beständig in Furcht vor einer „hinabgefallenen Masche" darauf haften bleiben müssen.

Man hatte dem jungen Theologen damals eben die Pfarrerstelle in Calverton übertragen; es war dies eine armselige kleine Pfründe, von der man schwer leben, aber auch nicht sterben konnte. Was blieb da seiner kleinen Mary anders übrig, als zur Aufbesserung der häuslichen Finanzen wieder zum Strickstrumpf zu greifen?

Tag und Nacht saß jetzt der junge Ehemann vor dem Gerüst seiner ganz aus Holz konstruirten Maschine und sann, versuchte, änderte — unverdrossen mit eiserner Beharrlichkeit.

Endlich — im Jahre 1593 — war es ihm gelungen, den Mechanismus zur Vollendung zu bringen; nun war das originelle Werk derart vervollkommnet, daß die Maschine zwölf Maschen in einer Reihe schließen, und dann Reihe an Reihe fügen konnte.

Zitternd vor Freude eilte der arme Geistliche hinüber in das Stübchen seiner Frau. Sanft wand er ihr den Strickstrumpf aus der Hand und rief: „Den brauchst Du nicht mehr! Bald wird überhaupt Niemand mehr Strümpfe stricken!"

Und nun setzte er sich an seinen Wirkstuhl, und wie das Ding so lustig klappert, die Nadeln so ernst ineinandergriffen und das Gewebe so rasch in die Länge ging, da leuchteten ihre herrlichen blauen Augen — und er sprang auf, küßte diese schönen Sterne, die es ja indirekt veranlaßt hatten, daß er diese wunderbare Erfindung gemacht. — Und dann umfaßten sie sich und bauten Luftschlösser — so herrlich, glänzend und prächtig — — — — —

* * *

In dem ärmlichen Pfarrhause zu Calverton klapperte jetzt die Maschine vom frühen Morgen bis zum späten Abend.

Das erzeugte Gewebe ging natürlich nur in die Länge, und um einen Strumpf zu bilden, mußte es dementsprechend an den Enden genäht werden. Das besorgte nun die hübsche Frau Pastorin, während der Mann eifrig webte.

Als man endlich einen kleinen Vorrath von den neuen Strümpfen fertig hatte, da versuchte man es denn auch, denselben zu verkaufen. Die Leute kamen in hellen Haufen daher und staunten das merkwürdige Zauberding an, daß ihr Seelsorger erfunden, — aber die Strümpfe, nein, die wollten ihnen gar nicht gefallen. Waren sie auch viel billiger, als die mit der Hand gearbeiteten (oder eben deswegen?), es wollte sie doch Niemand tragen.

Die Geschäfte gingen alle recht herzlich schlecht; da gelang es dem armen Erfinder endlich, einen Gönner für seine Maschine zu interessiren: Lord Hunsdon.

Auf seinen Rath übersiedelte William Lee nach London, wo er mit einigen geschulten Gehülfen in Bunhill Fields eine Werkstätte einrichtete. Der Lord war so entzückt von der Erfindung des armen Landpf[illegible]rers, daß er sogar seinen eigenen So[illegible] zu ihm in die Lehre gab und [illegible]npfwirker werden ließ.

[illegible] Sommer 1593 schien sich denn das Geschick Lees zum Besseren zu [illegible]n, denn Lord Hunsdon hatte es [illegible]nden, die Königin Elisabeth von [illegible]nd für die neue Wundermaschine [illegible]terressiren, daß sie versprach, die [illegible]ätte in Bunhill Fields persönlich [illegible] auch Wort und erschien an einem schönen Sommernachmittage mit ihren Hofdamen in der Werkstätte, wo ihr der Lord den glücklichen Erfinder vorstellte und Beide dann die Maschinen auf das Genaueste erklärten.

Die Königin zeigte sich sehr huldvoll und sprach ihre höchste Zufriedenheit über das Gesehene aus. Als sie sich verabschieden wollte, da trat der Lord vor sie hin, stellte ihr die Armuth des Erfinders, seine vielen Kämpfe und Enttäuschungen vor und bat zum Schlusse, sie möge ihn dadurch belohnen, daß sie ihm ein Patent auf seine Erfindung ertheile.

Die Königin aber antwortete: „My Lord, ich habe die armen Leute welche jetzt ihr Brot mit Strümpfestricken verdienen, viel zu lieb, um mit meinem Gelde eine Erfindung zu unterstützen, die jene an den Bettelstab bringen würde. Hätte Herr Lee Seidenstrümpfe fabrizirt, so würde das nur Wenige betroffen haben; aber Wollstrümpfe, welche Jeder tragen will, dürfen nicht von einem Individuum monopolisirt werden."

Der Muth des armen Pfarrers war durch diese Worte wohl etwas gebeugt, aber nicht gebrochen. Unverdrossen machte er sich wieder an die Arbeit, um seine Maschine derart zu ändern, daß mit ihr Seidengewebe fabrizirt werden können.

Es gelang denn auch; und im Jahre 1598 wurde er von der Königin in Audienz empfangen. Er überreichte ein Paar prachtvolle Seidenstrümpfe; sie belobte die Arbeit zwar sehr, aber materielle Hilfe ließ sie auch diesmal dem armen Erfinder nicht gedeihen und da sein Beschützer, Lord Hunsdon, schon ein Jahr früher gestorben war, stand der arme Mann gänzlich hilflos, arm und elend, mitten in der Riesenstadt.

Das alte Wort vom Propheten, der im Vaterlande nichts gilt, sollte auch an ihm wahr werden; nach einem furchtbaren Martyrium starb er zehn Jahre später im tiefsten Elend.

* * *

Und heute?

An dem Prinzipe der Leeschen Maschine ist gar nichts geändert worden. Allenborough verbesserte sie 1866 derart, daß sie in der Minute nahezu 300,000 Maschen machen kann; über 5000 verschiedene Artikel (Strümpfe, Nachtjacken, Handschuhe, Leibbinden ꝛc. ꝛc.) werden heute aus dem Gewebe angefertigt; in England finden über 200,000 Menschen durch die Strickmaschine ihr Brod. Doch auch Deutschland, Oesterreich, Frankreich, Amerika haben eine blühende Wirkwaaren-Industrie. So ist die geniale Idee des einfachen Landpfarrers doch noch Millionen Menschen zum Segen geworden. Freilich ist darüber das Strümpfestricken mit der Hand nicht gänzlich abgekommen, wie der junge Theologe damals gehofft, als er die Maschine ersann, um öfter in die blauen Augen seiner Mary blicken zu können.

Im Wappen der reichen und mächtigen Londoner Strumpfwirker-Gilde prangt das Bildniß Lees im geistlichen Gewande. Das ist das einzige Denkmal, das diesem Wohlthäter der arbeitenden Menschheit gesetzt worden. Nun, vielleicht weihen heute — nach dreihundert Jahren — Manche, die durch die Wirkmaschine ihr Brod verdienen, dem armen Landpfarrer von Calverton, der die Früchte seiner Idee nicht genießen konnte, ein stilles Gedenken.

Der „Pierer" Norderney's.

Von allen Inseln an der deutschen Küste der Nordsee hat Norderney den größten Schellfischfang. Die vornehmsten Konkurrenten der Norderneyer in diesem Geschäfte sind die Helgoländer, die vor ihnen den Vortheil voraus haben, daß ihre Insel weit draußen im Meere liegt, während sie wiederum unter dem Nachtheil laboriren, daß ihnen der bequeme und schöne Köder der Norderneyer fehlt, nämlich jener im Sande lebende Wurm, der sogenannte „Pierer", der in den tieferen Gewässern, welche Helgoland umgeben, keine für ihn passende Sandbänke findet. Da nun dieser Wurm zu zart ist, als daß er transportirt werden könnte, und da mithin die Helgoländer sich ihn nicht durch den Handel verschaffen können, so haben sie auf andere Köder bedacht sein müssen. Sie werden von einem sehr entfernten Lande, nämlich von Grönland aus, damit versehen. Die Walfischfänger bringen ihnen von dort die Eingeweide der Seehunde. Auch benutzen sie gewisse Theile der Eingeweide des Walfisches. Zuweilen indeß, wenn diese Dinge nicht zu erlangen sind, müssen sie sich mit Ochsenleber und anderen Surrogaten behelfen. Doch beißt der Schellfisch allemal eifriger auf den Norderneyer „Pierer", als auf die Helgoländer Surrogate, was man deutlich wahrnimmt, wenn man eine Partie Angler mit Würmern und eine andere mit Seehundseingeweiden oder Ochsenleber ꝛc. versieht. Der Norderneyer Schellfischwurm ist etwa so lang und dick wie der kleine Finger der menschlichen Hand. Er lebt im Sande 6—7 Zoll unter der Oberfläche; er verschlingt auch beständig Sand, mit dem sein ganzer Körper fast immer gefüllt erscheint. Nachdem er die verdaulichen, vegetabilischen oder animalischen Substanzen, die in dem wässerigen Dünensande vertheilt sein mögen, sich assimilirt hat, giebt er die Steinchen wieder von sich. Da er selten oder nie an's Tageslicht kommt, so müssen die Norderneyer nach ihm graben.

Wenn sie sich dazu des gewöhnlichen Grabscheits bedienten, würden viele Würmer dabei zerschnitten, verstümmelt und zum Köder unbrauchbar werden. Sie haben daher die sogen. „Gräpe" erfunden, d. h. eine Grabscheit, dessen Schneide in mehrere Zacken zerschnitten ist und der dem Dreizack des Neptuns gleicht. Die Würmer, die man mit diesem Eisen treffen sollte, werden dabei höchstens aufgespießt oder zwischen den Intervallen eingeklemmt und bleiben also mindestens unzerstückelt. Da zuweilen wohl vierzig und mehr Schiffe auf einmal auf den Fang ausgehen, und jedes Schiff zu einer Fahrt im Durchschnitt 3000, die ganze Inselflotte also jedes Mal wohl 100,000 Würmer braucht, und weil dazu die Würmer schnell zur bestimmten Stunde zur Stelle geschafft werden müssen, so muß das Geschäft recht flink von statten gehen. Und alle Weiber, erwachsene Töchter, Schwiegertöchter und Nichten der Fischer greifen dabei zu. Sie sind hochaufgeschürzt, wie die Männer mit großen Wasserstiefeln versehen, und so, ihren Dreizack in der einen Hand, ihre „Püsse" (flachen Eimer) zum Einsammeln der Würmer in der anderen, ziehen sie in kleinen Trupps „auf die Graffs" d. h. zum Würmergraben. Die Arbeit drängt um so mehr, da die Hunderttausend Würmer innerhalb der kurzen Dauer der niedrigsten Ebbe, herbeigeschafft sein müßen, da die zurückkehrende Fluth alles Graben unmöglich machen würde.

Unliebes Versehen.

Soldat: „Aber, Schatz, das Ganserl da ist ja ganz verbrannt!"

Junggesellen-Köchin: „O Gott, jetzt hab' ich Dir das Stückel aufgehoben, das ich dem gnädigen Herrn vorsetzen wollte!"

Die lange Rede.

Der alte Oberst von Beiß hatte seinen Abschied erhalten. Obwohl er nie in seinem Leben eine Rede gehalten, die länger gewesen wäre, als: „Unser gnädigster Landesherr lebe hoch!" beschloß er, sich von seinem Regiment mit einer längeren Rede zu verabschieden. Dieselbe war auch nach mancher schlaflosen Nacht zu Stande gekommen und hatte den wohlklingenden Anfang: „Hat je..." u. s. w.

An dem Tage des Abschiedes ist das Regiment versammelt; der Oberst reitet vor die Front und beginnt mit feierlicher Stimme: „Hat je —"

„Adje, Herr Oberst!" antwortet das Regiment wie aus einem Munde auf den vermeintlichen Abschiedsgruß — und auch diese lange Rede war so kurz geblieben wie alle ihre Vorgängerinnen.

Im Heirathsbüreau.

Vermittler: „Das Mädchen, welches ich Ihnen empfehle, ist sehr häuslich!"

Herr: „Gut! Je mehr Häuser, desto besser!"

Unbilliges Verlangen.

Mann (krank im Bett): „Nun, was hat der Doctor gesagt?"

Frau: „Gezankt hat er, daß wir's allemal so lang anstehen lassen, bis wir ihn rufen!"

Mann: „Glaub's gern, daß es ihm recht wär', wenn wir immer gleich zu ihm schickten — da wär's dann für ihn a' Leichi's, zu kuriren!"

Die Hauptsache.

Professor (im Laden): „Bitte, ich wünsche einige Sacktücher... aber solche, in die ich viel' Knoten machen kann!"

Ein großer Vorzug.

„...Du, Bummel, den Schneider Eller kann ich Dir sehr empfehlen — dem begegnet man fast nie!"

Boshaft.

„Nun, Herr Doctor, wie gefällt Ihnen mein neues Drama?"

„Brillant! Erfüllt die Forderung des Aristoteles: ein Drama müsse Furcht und Mitleid erregen, vollkommen — Furcht vor dem Dichter und Mitleid mit dem Publikum!"

Vor Gericht.

Richter: „Sie sind also schon neun Mal wegen Diebstahls vorbestraft! Schämen Sie sich nicht?"

Angeklagter: „Schau'n S', Herr Präsident, wenn man so viel stiehlt, wie ich, kann Einem das schon passiren!"

Merkwürdig.

„Wo ist Deine Mutter?"

„Sie ist vor 2 Stunden auf 5 Minuten zur Nachbarin hinüber."

Nachruf.

Der schönste Zug meiner Schwiegermutter war der, mit dem sie wegfuhr.

Aus dem Gerichtssaal.

Vertheidiger (zum Zeugen): „War Ihr Eheleben ein glückliches?"

Richter: „Gegen die Stellung solcher Kreuzfragen an die Zeugen muß ich Protest einlegen!"

Individuell.

Dienstmädchen: „Madame, 's ist 'n Herr draußen, der Sie zu sprechen wünscht!"

Dame: „Wie sieht er aus?"

Dienstmädchen: „Reizend!"

Vorstudie.

Erstes Gigerl (zu seinem Kollegen, das beim Optikerladen vor einem Barometer steht): „Aeh, Wetterstudien? Ausflug projektirt?"

Zweites Gigerl: „Nee, wegen Ballgespräch!"

Vor dem Carneval.

„Da hab' ich mir hier einige hunde Mark im Geheimen weggelegt!"

„Für die Zeit der schweren Noth?"

„Nein!.. Nur meine Frau darf nichts davon wissen!"

„Aha! Also für die Schwerenotherzeit!"